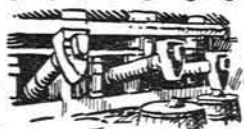


Erzgebirgische Heimatblätter



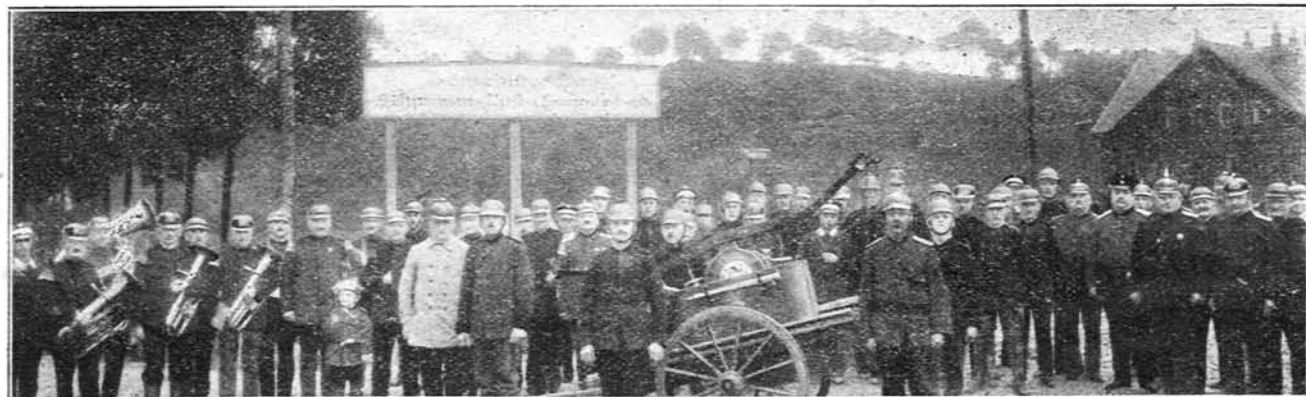
Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 27. — Sonntag, den 4. Juli 1926. —

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i Sa., Karlsbader Str. 21. — Fernruf 242 und 249.

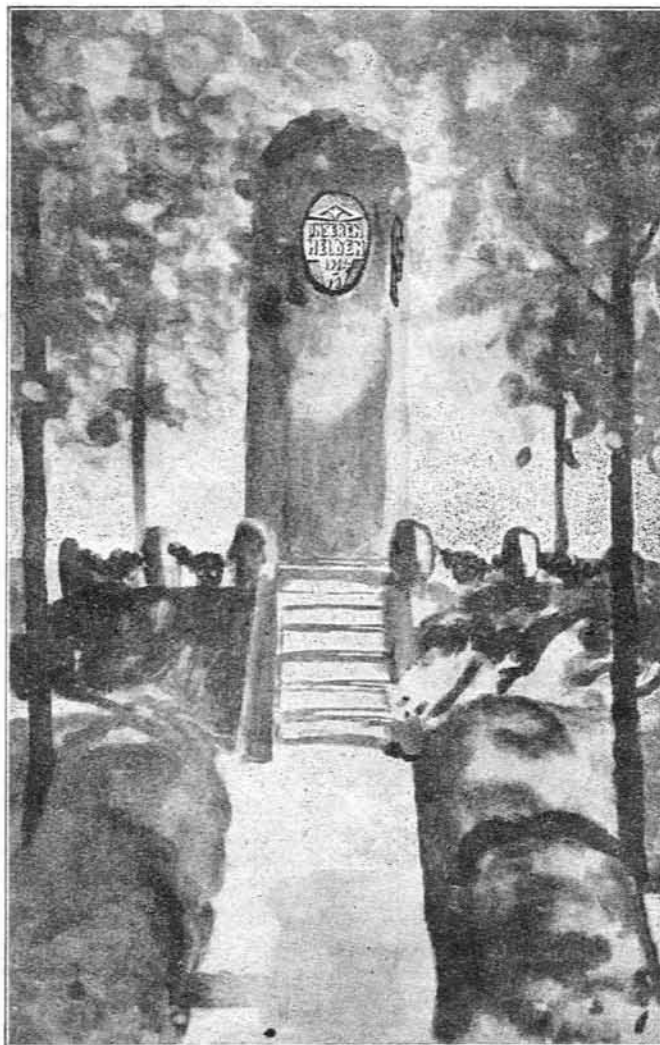
Zur 50-Jahr-Feier der Freiwilligen Feuerwehr zu Sehma.



Ein Teil der Mannschaft der Freiwilligen Feuerwehr Sehma mit Jubelsprize 1876—1926.

Zur Weihe des Kriegerehrenmals in Scheibenberg am 4. Juli 1926.

Der Gedanke, unseren Helden von 1914—1918 ein Ehrenmal zu errichten, entstand in Scheibenberg nach Kriegsende. Leider vermochten es besondere Umstände nicht, denselben sofort zur Ausführung zu bringen. Jahre vergingen, bis endlich 1924 die beiden Militärvereine dem Plane näher traten. Bald darauf fand unter Leitung des Herrn Bürgermeister Franke eine weitere Aussprache, zu welcher sämtliche Vorsteher der Scheibener Vereine geladen waren, statt, bei welcher die Ausführung des Gedankens, unseren tapferen Helden und Verstorbenen sobald wie möglich ein Ehrenmal zu errichten, greifbare Gestalt bekam. Sofort wurde in dieser ersten gemeinsamen Sitzung zur Wahl der Ausschüsse geschritten. Gewählt wurden ein Finanz- und ein Bauausschuß, welchen Ausschüssen später noch ein Ehrenauschuß hinzutrat. Nachdem vom Finanzausschuß ein Aufruf, Geldspenden zur Errichtung eines Ehrenmales betr., an die Scheibener Einwohner ergangen war, schritt man im Anschluß daran zu einer Hausammlung, die einen Betrag von 1284,35 M. ergab. In liebenswürdiger Weise stiftete die Stadtgemeinde den an-



sehnlichen Betrag von 1000 M. hinzu. Da nun Geldmittel zur Verfügung standen, konnte der Bauausschuß seine Tätigkeit beginnen. Keine leichte Aufgabe war es für diesen Ausschuß, von den mancherlei in Frage kommenden Plätzen den am besten geeigneten Platz für das Ehrenmal zu finden und die richtige Art des Gesteins, aus welchem es bestehen sollte, zu treffen. Als der am besten sich eignende Platz für dieses Ehrenmal wurde der Stadtpark und als der geeignetste Stein Naturstein, Basalt aus unserem Steinbruch, befunden. Von den zahlreich eingegangenen Entwürfen erwies sich der Entwurf von Herrn Landmesser Näser jr. als der beste. Die Ausführung des Baues wurde Herrn Baumeister Weber übertragen. Nachdem das Fundament fertiggestellt war, kam die schwierigste Arbeit, die Herbeischaffung der von der Fa. Krebs aus dem städtischen Steinbruch entnommenen und zu diesem Zwecke gestifteten Säule. Nach einem sehr schwierigen Transport, welcher ungefähr 4 Wochen Zeit in Anspruch nahm, war die Säule an ihrer Bestimmungsorte angekommen und konnte aufgerichtet werden. Gott sei Dank hat sich bei diesen überaus schwierigen Arbeiten — die Säule

weist ein Gewicht von 430 Ztrn. auf — kein Unglücksfall ereignet. Auch die übrigen Arbeiten waren bald weit genug gediehen, und nun konnte der Gärtner seine Tätigkeit beginnen. Trotzdem, daß seitens der Vereine in finanzieller Hinsicht viel getan wurde, um die Erbauung eines Ehrenmals zu ermöglichen, langten die Mittel nicht zu, und man mußte sich zu einer neuen Hausammlung entschließen, die erfreulicherweise den Betrag von 496,90 M. ergab. Nun konnten die Arbeiten fertiggestellt werden. Wenn auch die vorhandenen Geldmittel nicht ausreichen werden, so setzen die Ausschüsse ihr vollstes Vertrauen an die Scheibenerger Einwohnerschaft, auch den etwa noch bestehenden Fehlbetrag zu decken. So steht dieses Ehrenmal vor uns und es geht jetzt der langersehnte Wunsch so vieler Scheibenerger in Erfüllung, dieses Mal zu weihen.

50 Jahre Freiw. Feuerwehr Sehma.

(Zu unserem Bilde auf der ersten Seite.)

Vom 3. bis 5. Juli begeht, wie schon berichtet, die Freiwillige Feuerwehr in Sehma das Jubelfest ihres 50-jährigen Bestehens. Für diese Feier ist ein großzügiges Programm aufgesetzt worden, dessen Vorbereitungen von einem besonderen Arbeitsausschuß sowie von einem Schmückungs- und Wohnungsausschuß tatkräftig und umsichtig in die Wege geleitet worden ist. Ferner wurde ein Ehrenausschuß gebildet, dem u. a. die noch lebenden Gründer, sämtliche Gemeindeverordnete und Herr Fabrikbesitzer Hugo Rüttner angehören. Unser Bild zeigt die Jubelwehr in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung. Zwei Männern ist es vergönnt, das 50-jährige Jubiläum mit zu erleben, die mit zu den Gründern zählen: die Herren Karl Meier und Richard Hunger. Außer den beiden Herren sind noch folgende Herren am Leben, die die Wehr mit gegründet haben, aber derselben gegenwärtig nicht mehr angehören: Wilhelm Lehmann, Eduard Epperlein, Richard Kube, Bernhard Mehner sen., Louis Böttcher, Emil Poller, Richard Huß, Bernhard Escher, Gustav Lang, Bernhard Bergelt (z. Zt. Nürnberg), Eduard Böttger, Karl Mauersberger und Eduard Hecht (wohnhaft in Cunersdorf). Zu dem Feste hat sich auch die Fabrikfeuerwehr der Firma Fr. Rüttner-Pirna angemeldet.

Am Weltkrieg nahmen 96 Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr zu Sehma teil, 23 von ihnen starben den Heldentod für das Vaterland.

Das Jubiläums-Programm sieht u. a. am Sonnabend, den 3. Juli eine Abendunterhaltung im „Erbgericht“ und in „Delmanns Gasthof“ vor, am Sonntag, den 4. Juli einen Festgottesdienst, Totenehrung auf dem Friedhof, Plakmusik, Festzug, Schulübungen, Festzug, Sturmangriff, Fackelzug und Feuerwerk. Am Montag, den 5. Juli finden Frühlingsoppen und Ausflüge statt.

Zu ihrem Jubelfeste entbietet auch die „D. Z.“ als alteingesessenes Heimatblatt der wackeren, verdienstvollen Freiwilligen Feuerwehr zu Sehma ein herzliches „Glückauf!“ Im Dienste der Allgemeinheit hat die Wehr stets uneigennützig und mannhaft 5 Jahrzehnte auf Posten gestanden. Das dankt ihr die Einwohnerschaft Sehmas in diesen Tagen wieder aufrichtig. Und auch künftig wird die Jubelwehr noch verantwortungsvolle Aufgaben mit gleichem Pflichtgefühl erfüllen. Dessen sind wir alle gewiß. „Gott zur Ehr“, dem Nächsten zur Wehr!“

Zwischen Kätschenstein und Katzenmühle.

Alte Sagen in neuem Gewand.

Guido Wolf Günther.

Nicht oft genug kann der rechte Gebirgler am Sagenbrunnen sitzen und lauschen, denn die Seele seines Volkes schwingt ja in den alten Mären und schafft sich aus toten Steinen belebte Gesichter der Heimat. Nicht abergläubisches Grauen soll solches Erzählen wecken, sondern es soll in den Geschichten der Tanten Menschenweisheit gesucht werden, der in jeder Volkslage ruht und geweckt sein will zu Rat und Frommen der kommenden Geschlechter. In diesem Sinne wollen

auch

die Sagen aus Buchholz's Vergangenheit gelesen sein, die ich nachzuerzählen versuche nach alten Quellen.

* * *

Wenn die Not am größten —

Zust ein Junitag mit Wildrosenduft und Berghausföge war es, da ging der Steiger Christoph Günzer von daheim weg, um in St. Katharinen im Buchholz drüben mit dem gestrengen Herrn Oberzehntner Rücksprache zu halten. War ein gar tüchtiger Bergmann, der Christoph, und hatte eben erst eine starkfundige Erzader angeschlagen im Bergwerk St. Dorotheen und sollte nun Maß und Planung genau besprochen werden. Der schönste „Silberblid“ aber waren dem wackeren Christoph Günzer seiner Katharina Augen daheim, seines einzigen Mädels, das ihm sein frühverchiedenes Weib hinterließ als wehmütig Erinnern. Und dem Mädels zulieb hatte er auch sein Häufel im Frohnauer Flurbann nicht aufgeben mögen, um ins laute, betriebame Städtchen im Buchholze zu ziehen; hing doch sein Kätschen, selbst ein rechtes Singvögelchen, mit all ihrer gottgesegneten Jugend an Wald und Wiesen und Felsen und mochte um die Welt nicht in hochgemauertem Stadthäuser atembeklemmende Enge. Was verschlägt's auch einem liebenden Vater, um seines Mädels willen doppelt langen Weg zu gehen? Wenn dazu das Mädels mit so zärtlicher Liebe und Fürsorge um den alten Vater besorgt ist, ihm Kindesliebe und Frauenorgen zugleich zu bieten? —

Die Vögel schliefen schon längst, und die Sehma gluckte nur ganz leise, traumbefangen unten im Tal, als Christoph Günzer heimwärts eilte, seinem Kätschen frohe Botschaft zu bringen davon, daß beim nächsten Bergamtstag eine Schichtmeisterstelle ihn belohnen sollte. So voll Freude war Christoph Günzers Gemüt, daß ihm schier der Himmel mit närrisch zu sein deuchte vor Mitfreude und der Deichselstern am Himmelswagen sich naweis herausgewagt hatte, den glücklichen Steiger Günzer da unten zu schauen. — Da teilt sich unheimlich schnell das Gebüsch am Weg und mit heiserer Stimme fremden Klanges bittet ein Fremder den Alten, ihn heimzunehmen auf ein Nachtquartier. Sonderliche Beglückung darüber empfand Christoph nicht, denn absonderliches Wesen hatte der Spätling an sich und in seinen Augen flackerte es wie Feuerzungen, die aus Höllenschlünden lohen. Doch ein gutmütig Sinnen und ein Herz voll Freud hießen alle Bedenken schweigen in Christoph Günzers Herz, also, daß er den Fremden über seine Schwelle führte. Kätschen aber, die mit traulichem Lampenschein den Vater und den Gast heimisch bewillkommen wollte, erschrak, zuinnerst betroffen von des Gastes Anblick und verlor ihre Sinne. Vatersorge und ein gnädig Schicksal führten sie jedoch ins Leben zurück, während der unheimliche Gast mit greulichem Fluch verschwand. — Ein wirrer Traum hatte Kätschen als Teufelsbraut gequält und — des Fremden Gesicht trug die Züge des dreimal Verfluchten. Ein Zettel, schwefelgelb von Farbe, mit blutigen Buchstaben bedeckt, wurde von plötzlich brausendem Sturm zum Schornstein hereingeweht, darauf stand zu lesen, daß der Höllenfürst das unglückliche Kätschen in neun Wochen holen wolle zur Teufelshochzeit! —

Wie Kobolde jagten sich plötzlich die Tage, und des Steigers Singvögelchen war still und bleich geworden, und als die graue Nacht über Christoph Günzers Haus schwarze Schatten einer schwülen, gewitterdunklen Augustnacht legte, da erschien wahrhaftig der unheimliche Fremde wieder und begehrte Kätschen zum Weib. Doch Gebet und der Ruf zum Gefreuzigten trieben den Nachtfürsten hinweg, freilich mit schlimmer Drohung für die Nacht, nach weiteren neun Wochen. —

Und wieder heulte Sturm um Christophs Günzers Haus, und wieder wehrten Gebet und Anruf des Heilandes dem gräßlichen Brautwerber sein Opfer! Da spie sein giftiger Haß Feuer und Schwefel auf Singvögelchens und Vater Günzers trauliches Heim und im wütenden Oktobersturm verloderte das kleine Steigerhaus zu Schutt und Asche! —

Freundlicher Nachbarn rasche Hilfe ließ am Waldbrande ein neues Haus erstehen, und mit Adentsgeläut konnten die bei-

den verängstigten Menschen ins neue Heim einziehen. Schreckliche Drohung war den Ärmsten geworden: Der letzte Besuch des Höllenfürsten sollte dem alten Steiger den Kopf kosten und seinem Rätchen jungfräuliche Ehre und weiteres Menschensein! Schatten nur noch gleich bangten die zwei Verfolgten dem neuen Unheil entgegen, ohnmächtig wohl gegen finsternes Geschick. Kaum wagte der alte Steiger, seinen über alles geliebten, künstlich geschnittenen Weihnachtswinkel aufzubauen, so lag ihm der Hölle stidender Dunst auf Herz und Sinn. Und war doch der beiden Glück, daß sie am alten Brauch auch in Todesnot sich hielten: Nur fehlten noch vierundzwanzig Stunden zur Schreckensnacht der dreimal neunten Woche, da schloß Rätchen, vom Weinen müde, in Vaters Sorgenstuhl ein. Da hub sich ein Raunen und Flüstern an im Weihnachtswinkel, und Bergleute und Hirten und die drei Könige taten sich zusammen zu seltsamem Zug und die Gottesmutter hielt auf hochgehobenen Händen den Sohn Gottes wie ein strahlend Licht der Wallfahr vorau. Und Rätchen deutete es, als jöge sie mit im Zuge und wandelte nach den Felsen, die unweit des Steigerhauses jähig verschoben in den Winterhimmel geisterten. Ein Singen und Klingen hub an, mächtige Klüfte sprangen auf und ein goldenes Kreuz trugen Engelhände ihr entgegen!

Mit heißer Stirn, gebeugt vom Abschiednehmen von Welt und Grube, kommt Vater Christoph heim, — von seiner letzten Schicht! Dunkel noch die Stube, aber seltsam Blitzen glänzt durch die Dämmerung des Christabends: auf Rätchens Schoß ruht ein goldenes Kreuz! Und des Vaters hastig Berühren weckt Rätchen aus langem, tiefschlafenden Schlaf des Vergessens. Worte nur vermögen Rätchens Lippen zu sammeln, Worte von göttlicher Führung und Gnade, dann sinken beide auf die Knie, in inbrünstiges Beten versunken. —

Und wieder sind alle Mächte der Unterwelt los und wieder rasi der dreimal Verfluchte her durch die heulenden Lüfte, letztes Schrecknis zu vollenden, — da bannet ihn des Kreuzes heller Strahl für immer, und auf First und Giebel strahlt's aus Millionen kleiner Florentenkreuze ihm entgegen, daß Gottes Hilfe die Unschuld beschützt! Da ist's um des Teufels Blendwerk gesehen, und mit höllischem Fluche fährt er davon. Von St. Katharinen aber und von St. Annen läuten Christmetten-glocken und hüllen mit Summen und Klingen ein glücklich Menschenjoch in würdig Gewand.

Rätchen aber vergaß nie den Stein, der ihre Rettung durch göttliche Vorsehung wurde, und heute noch steht sein Andenken in ehrwürdigem Ruf. — — — (Schluß folgt.)

Die Auferstehungslinde zu Annaberg.

Wohl viele unserer Erzgebirgler führt der Lauf des Jahres oft nach Annaberg. Da ist die Zeit zum Erledigen der Geschäfte sicher meist zu kurz, aber manchmal bleibt doch viele Zeit, bis die Bahn oder das Staatsauto abfährt. Wo soll man die Zeit zubringen? Ich rate dir, gehe einmal am Gasthause vorbei zum Gottesacker. Dort steht die riesige uralte Auferstehungslinde. Sie ist in unserm ganzen Vaterland bekannt und berühmt. Du aber wohnst gar nicht so weit davon und hast sie kaum gesehen und ihre Geschichte halb vergessen. Darum halte einmal bei ihr stille Einkehr und merke dir ihre Geschichte:

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte in Annaberg ein junger Mann, ein Sohn des Marstallpächters, der seinen Eltern durch Leichtsin und Unglaube bitteren Kummer und Herzeleid bereitet. Alle Ermahnungen blieben fruchtlos weder liebende Worte, noch ernste Strafen machten auf den Jüngling irgendwelchen Eindruck. Das Schlimmste war, daß er bei jedem Hinweis auf eine dermaleinstige Verantwortung seiner Handlungen vor dem Richterstuhl Gottes mit Hohn und Spott antwortete und behauptete, ein zukünftiges Leben sei nur ein Phantasiegebilde der Menschen, mit diesem Leben sei eben alles aus. Der Pfarrer des Ortes, dem die Eltern ihre Not klagten, gab sich alle Mühe, auf den Sohn einzuwirken und ihn zur Erkenntnis zu führen. Aber vergebliche Mühe! Der ungläubige Bursche wies auf eine junge Linde des Friedhofs und sagte lachend: „So wenig als dieses Bäumlein, wollte man es aus-

reißen und verkehrt mit den Ästen in die Erde pflanzen, wachsen und gedeihen würde, ebensowenig werden die Toten leben.“ Da ergriff den Pfarrer heilige Begeisterung, er zog das Bäumlein heraus und grub es, die Wurzeln nach oben gekehrt, mit den Zweigen in die Erde. Und wach' ein Wunder, das Bäumlein gedieh und wuchs zu einer Riesenlinde heran und hält noch heute mit seinen weitverbreiteten Ästen und Zweigen allen Besuchern des Kirchhofs eine lebendige Auferstehungspredigt. Bei genauer, näherer Betrachtung dieses Lindenbaumes bleibt kein Zweifel, daß er auf obenberichtete Weise gepflanzt wurde. Der Stamm hat einen Umfang von acht Meter, und eine Höhe von zwei Meter; darüber erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln, sechzehn an der Zahl, als etwa acht Meter lange Äste, wie ein flachliegendes Dach, das jetzt bereits von elf steinernen und acht hölzernen Säulen gestützt wird. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von über 30 Meter mit weitverzweigten Ästen. So steht noch heute dieser mächtige Wunderbaum auf dem Gottesacker zu Annaberg und breitet seinen Schatten über die stillfriedlichen Wohnungen der Entschlafenen aus, gleichsam als wollte das leise Säuseln der Blätter Kunde geben von einem Wunder unzerstörbaren Lebens.

Klage eines alten Erzgebirgers.

Aus der Schachtkammer des heimgegangenen Stadtrat Gustav Elefina; dargebracht seinem verstorbenen ehemaligen Klassenfreund Albin Fiedler, Riesenburg Wiesa.

In alten Loong is nimmer schiz,
De Ba a, die wolln ball net meh gieh,
De Füh' sei guttegar eiskalt,
M'r spürt's sei, daß m'r ward nacht alt.

D'r Kopp, dar sieht ganz guttegar graah,
De Ang, die könne net viel saah
M'r ward vergaßlich, merkt niicht meh,
D'r ganze Rumpes¹⁾ tut enn weh.

's Gehär läßt nooch; ward wos geredt,
B'r'schtiecht m'r'sch falsch un aah gar nett.
De Luderjagund soogt gar d'zu:
„I, wos se härn wolln, härn se schuh!“

Un wenn m'r'sch 's Beste aß'n tut,
Es schmedt geng sist nār halb ju gut;
Dz Zāh fahln, uhgekau muß noh,
D'rnoochert wārgt's ne Mong ball oh.

Ku ward gar noch d'r Od'n klemm,
Im Bloosbalg²⁾ is e gruß' Gesteimm,
Un mächt m'r gar e Bargel steing,
Do haacht's geleich: Ne Schwaach ohtreing.

Sist hot en gut de Pfeif' geschmedt,
Die wur nacht fleißig eigesteckt;
Doch ihe: Aus is mit 'n Raang!
M'r sieht, m'r tut zu niicht meh taang.

Un friecht m'r ohnds nei in sei Bett,
Do gieht's ah mit 'n Schloß'n net;
M'r wālt do stundenlang sich rim,
Zuleht gieht alles immedim.

Su gieht dos Ding in aane fort,
Ball zuht's en do, ball krampft's en dort,
Ball rahts in Arm, ball in de Knie,
Kāntt's sei gelahm: 's is nimmer schieh.

Hot m'r a Nagerle³⁾ gemacht,
Do is m'r wieder schnell d'rwaht;
M'r legt ball krumm sich, ball gerood,
Bis en d'r Krampf zieht in d'r Wood.

¹⁾ Rumpes = Leib. ²⁾ „Bloosbalg“, Ausdruck für Lunge.

³⁾ Nagerle = Schläfen.

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 22. — Sonntag, den 29. Mai 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

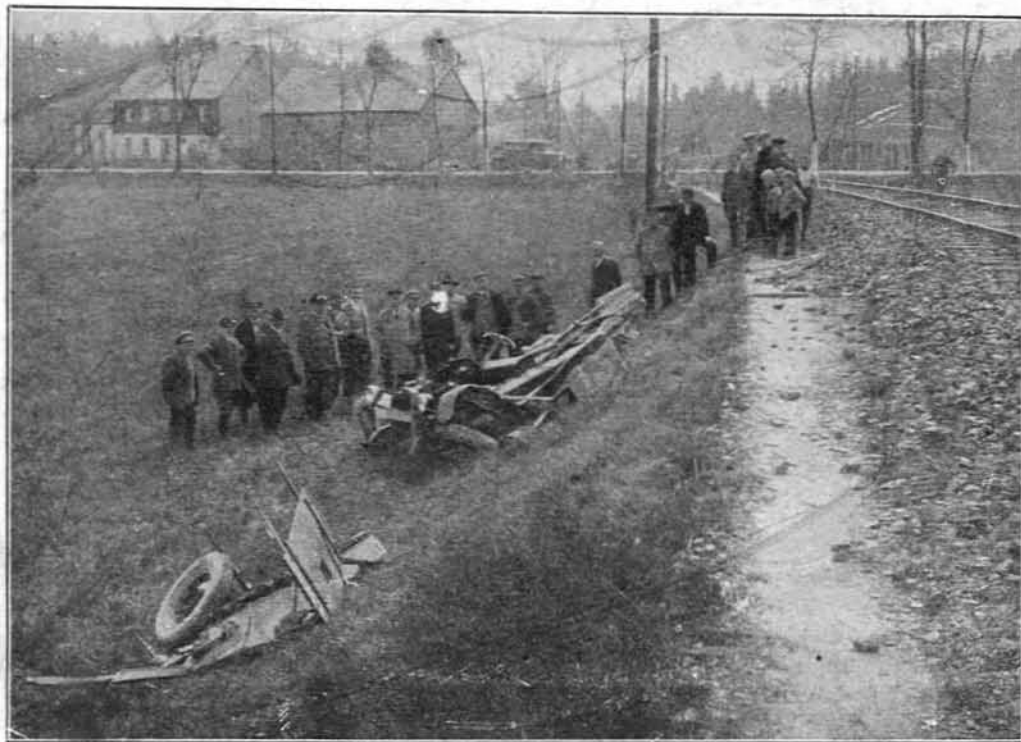
Zusammenstoß eines Autos mit dem Eisenbahnzug auf der Strecke Scheibenberg—Elterlein.

Am Freitag, den 20. Mai, vormittags 10.30 Uhr ereignete sich infolge des schrankenlosen Ueberganges der Bahn auf der Straße von Elterlein nach Schlettau bei dem Gasthof Jägersruh ein schwerer Autounfall. Wie die „D. Z.“ in ihrer Ausgabe

Nr. 117 ausführlich berichtete, fuhr an dieser Stelle das nur vom Chauffeur besetzte u. mit Geräten beladene Lieferauto der Waggonfabrik Schumann, Zwickau, in voller Fahrt direkt in die Lokomotive des ankommenden Personenzuges.

Unser Bild zeigt die Unglücksstelle u. veranschaulicht vor allem die Wucht des Zusammenstoßes. Die Lokomotive, die dem Wagen direkt in die Flanke fuhr, schleppte das Auto mit dem Chauffeur ca. 50 Meter weit von der Straße fort bis zu der Stelle unseres Bildes, wo die Trümmer des Wagens zu sehen sind. Auch auf der anderen Seite des Bahndammes liegen Teile des Auto, ein Fischeß und verschiedene Gerätschaften. Das Vorderdeck des Wagens, welches wir auch auf unserem Bilde liegen

sehen, zeigte noch die Blutspuren des verunglückten Chauffeurs, der schwer verletzt in das Scheibenerger Krankenhaus transportiert werden mußte. Lebensgefahr scheint indessen bei dem Verunglückten nicht zu bestehen.



Der Autounfall an der Elterlein—Scheibenerger Straße.

Unser Bild zeigt an der Bahn jenseits des Gasthofs die bis dicht an die Straße herangebaute Holzbarrikade, die den ankommenden Zug den die Straße passierenden Fahrzeugen direkt verdeckt, so daß man gewissermaßen vom Zuge hier überfallen wird. Es ist zu erwarten, daß die Holzbarrikade dicht an der Straße gefällt wird und daß die Eisenbahn endlich Schranken bauen läßt, damit weitere bedauerliche Unfälle vermieden werden. Unser Bild soll aber Auto- und Rad-

fahrer erneut zur Vorsicht mahnen. Überall im Lande sind noch viele versteckte Fallen an Bahnübergängen vorhanden, hinter denen ein grauenhafter Tod lauert. Also nochmals — Vorsicht!



Schma mit dem Bärenstein im Hintergrunde.

(Zu unserem Artikel auf der 2. Seite: „Städte der erzgebirgischen Heimat“.)



Cranzahl.

Städte der erzgebirgischen Heimat.

(Fortsetzung.)

Guido Wolf Günther.

(Nachdruck verboten.)

Cranzahl—Neudorf—Sehma.

Wem seid ihr wohl davongelaufen, ihr Dörfchen im Sehmatal? War euch der Vater Fichtelberg zu rauheinig oder haben etwa schwache Nerven den Trubel der St. Annen- und der St. Katharinenstadt nicht ertragen können? Sieht's doch jaust so aus, als suchtet ihr euch vor Fichtelberg und den beiden Städten zu verstecken! Und freut euch doch herzlich, wenn das Eisenbahnle prustend und schnaufend winterfreudedurstige Menschen an euren Häuslein vorbeischießt und wenn — na, ich verrat's lieber nicht, daß im Sehmatal so schöne Tanzmusik gemacht wird. — Nein, es ist nur flüchtiger Augenschein, der meinen läßt, ihr habt euch von der Welt abgeschlossen: mit beiden Enden reicht ihr lustig ins volle Leben hinein; im Süden tollt und scherzt ihr mit buntschedigem Volk auf schneegligenden Breiten, und im Norden liefert ihr der fleißigen Hände Arbeit in immer wachsender Menge ab. Arbeit! Das ist der Herzschlag des ganzen Sehmatales; „Arbeit!“ murmelt jede Welle des Sehmabaches, die flink über die Steine hüpfet. Goldenes Korn wogt euch nur spärlich, denn der nahe Fichtelberg ist kein Freund von Erntetanz und Herdengeläut; ihm klingt Schellengeläut lieblicher und brettelhüpfende Weiblein und Männlein ersetzen ihm den schönsten Erntereigen. So habt ihr Sehmatalssiedler euch bescheiden müssen und seid untergeschlüpft in zahlreicher Fabriken enges Gegitter. Die Sehma staunt verwundert, was ihr auf ihre alten Tage noch zugemutet wird; wie oft sie sich zwingen lassen muß in enge Betten, die Menschen unbarmherzig ihr bauten. Kannst stolz sein auf deinen Namen, fleißiges Sehma; er hat guten Klang über die Heimat hinaus und ist gleichsam Wappen und Schild der Schwesterdörfer mit. — Ob wohl in deinen Häusern, friedlich werkends Cranzahl, am Sonntag Reminiscere jemand daran gedacht hat, daß man am Sonntag gleichen Namens des Jahres 1640 zwei brave Männer, von schwedischen Reitern ermordet, aus Böhmen nach der Heimat brachte? Kaspar Schmiedel und Jacob Gruner waren sie genannt und kamen durch unglückseligen Zufall in den Verdacht, auf die Horden des Generals Baner geschossen zu haben. Um ihr geraubtes Vieh den wüsten Gefellen wieder abzukaufen, ließen beide mit vielen anderen noch bis hinein nach Preßnitz und — ausgeplündert und erschlagen fanden Landsleute sie am Wege liegen. Reminiscere Domine — gedenke, o Herr! Hat es in deines Dorffriedens Stille je ein traurigeres Vor-Östern gegeben, ehe der große Krieg kam und alle geschichtlichen Merktage in der Düsternis seines Geschehens untergehen ließ? — Auch du, waldumspieltes Neudorf, kannst genug erzählen von Kriegsgreuel. Bist du doch selbst erst entstanden, weil das Hussitenvolk ums Jahr 1430 dein Mutterdorf Krardorf in Grund und Boden brannte, und der Holzfäller findet wohl heute noch hier und da in der Gegend des Morgenberges nach Crottendorf zu wunderlich Gerät, das Rost und Moder zu gespenstischen Klumpen zusammenschweißten.

Reminiscere! — Doch fort mit der Trübsal, die nichts bessert und alles schwerer tragen läßt! Piff da nicht eben vom Gipfel der alten Randsichte die Drossel? — Ja, schau doch! Im Walde drinn, da trillert auch einer! Und versteht sein Handwerk! Seine Flöte ist der Schürbaum, und dem das Konzert geblasen wird, ist der hochwohlgeborene Strauchdieb Ritter Kunz von Rauffungen, dem Sachsens Kurprinzen gerade recht schienen, hohes Lösegeld zu erpressen. Der wadere Köhler Schmidt hat ein artig Stücklein getrillert, und wenn Kunz blau und grün dabei geworden ist, so leuchtete gewiß nicht das blauadlig' Blut durch die Haut! Wo aber die gute Tat geschah, durfte sich der wadere Triller ein Gasthaus bauen — damals Kretscham genannt, — und so steht noch heute das Kretscham-Rothenshma. Was kümmert's uns, ob die Tat bei Neudorf geschah in der Nähe des alten Marmorbruchs oder ob im Spiegelwald bei Grünhain? Wir haben jedenfalls fleißig uns zu mancher Stunde im „Trillern“ draußen geübt bei Vater Eberwein, und der Teich hat verschlafen aufgehört, wenn das junge Volk gar zu übermütig tollte. —

Krächend streicht ein Flug Krähen vom Habichtsberg herüber, um lärmend und raufend auf den abgetauten Feldern nach Futter zu suchen. Possierlich schauen die Schwarzköpfe aus, die stelzbeinig hüpfend jede Scholle untersuchen, ob nicht ein Happen für den knurrenden Magen dahinter zu finden ist. Da hat eine einen fetten Engerling erbeutet, und mit tiefstreichendem Fluge zieht sie einem geköpften Eschenbaum zu, um in seiner Astgabelung einen Platz zu finden zum vergnüglichen Mahl. Nun sitzt sie da und schluckt mit hochgehaltenem Kopfe den fetten Bissen hinab, feinschmeckerisch die blinkenden Augen verdrehend, während der ewig zerzauste Schwanz wippend für Gleichgewicht sorgt. Und denken wir uns zu diesem Bild in großem Kreis umrahmend die Worte „Gemeinde Cranzahl (Erzgebirge)“, so haben wir das Siegel- und Wappenbild! Denn die Namen Cranzahl, Cranzagill, Cranzagel, Cranzail, Cranzahl und Cranzel, mit denen das Dorf Cranzahl verschiedentlich bezeichnet wurde, deuten alle auf die eine Abstammung hin: **Krähenzägel**. Und wenn wir erfahren, daß „Zägel“ soviel wie „Schwanz“ bedeutet im Althochdeutschen, dann ist der erst recht dunkeldeutige Name mit „Krähenzähne“ deutlich erklärt. Aus einer Chronik vom Jahre 1884 (Pastor Schulke) geht hervor, daß Krähenplage zum „guten Ton“ unseres Dörfchens gehört habe, sodaß sogar Krähenhöhlen aufgestellt worden sind. So wäre das Ortsiegel wirklich ein feines, geschichtliches Sinnbild, was sich von vielen anderen nicht behaupten läßt. — Tiefspurig, jahrhunderte alt, zieht beim „Erbgericht“ vorüber ein alter Hohlweg. Spöttisch brummt die junge Staatsstraße herüber, wenn flinke Autos auf ihr dahinschnellen und bildet sich einen großen Stiefel ein auf ihre Gepflegtheit und Sauberkeit. Sie sollte so stolz nicht tun, das junge Ding! Von ihr spricht im weiten Vaterland kaum einer; von der alten Salz- und Paßstraße aber, von der der alte

Hohlweg ein Stück darstellt, hat ganz Deutschland gewußt! Von Halle über Leipzig, Stollberg, Zwönitz, Elsterlein herüber durchs alte Schlettau, auf der alten Schlettauer Straße entlang herein nach Cranzahl, beim „Berghäusel“ vorbei über Kühberg ging die alte Straße über die Grenze, um durch Weipert, Preßnitz, Reischdorf, Laun schließlich nach Prag zu führen. Ob nun Sorben zuerst am Pässe sich ansiedelten, vielleicht von Schlettau aus, mit dem Cranzahl bis ins 16. Jahrhundert hinein kirchlich verbunden war, oder ob zuerst Deutsche als Pächter an der weißen Sehma sich niederließen, worauf eigentlich der Ortsnamen schließen läßt, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, da beim Brande des Weigelt'schen Hauses 1859 alle Akten solchen Inhaltes verloren gingen. Jedenfalls wird schon im Jahre 1567 urkundlich Cranzahl erwähnt in dem Zusammenhang, daß es samt der „Pflege Schlettau“ den Herren von Schönburg auf Hassenstein (Böhmen) zugesprochen wird. 1413 kam der ganze obenerwähnte Besitz an die Abtei Grünhain, die mit einer ziemlichen Zähigkeit den irdischen Besitz politisch recht schlau festzuhalten wußte, bis eine neue Zeit den Kirchenherren die Sorge um solche Dinge hilfreich abnahm und sie lehrte, wieder mit jenseitigen Gütern sich zu begnügen. —

Mitten im fichtendunklen Miriquidi liegt ein Dörfel, das die Nachbarn verschieden benennen. Kraxberg nennen es die einen nach dem Bergrücken, den Kraxenträger verwünschen ob der vielen Schweißtropfen, die er fordert; Kraxsberg nennen es die anderen, weil im Waldtal der Donner und das Tosen niederstürzender Bäume in vielhallendem Echo gar nicht sich wieder herausfinden will. Schon seit etwa 1240 besteht der Ort an der alten Päßstraße. Die Bewohner sind dem Walde und seinen Schätzen dankbar, denn kärglich nur reißt ihnen der Hafer auf den Talhängen und goldenes Korn nur in wenigen Sommern. — Da stürmt der Hussitenkrieg durch den Grenzwald! Entsetzlich Elend läßt er zurück: rauchende Trümmer und Menschenleichen! Kraxdorf ist nicht mehr! Ein paar glimmende Balken nur noch zeigen die Stätte friedlichen Lebens an, und tote Augen starren anklagend zum Himmel, racheleidend, heimatweh. — Ein halb Jahrhundert lang wuchern Gras und Schlinggewächs und Jungholz ungestört auf Herd und Mauer, und scheu beschleunigt der Waldgänger seine Schritte, wenn ihn der Weg an der Wüstenei vorüberführt. — Dann regt Jungvolk irgendwo die Schwingen und will fort aus der Heimat, die zu eng geworden ist. Und findet nichts dabei, an der Stelle der verwüsteten Siedlung ein neues Dorf zu bauen. Um 1470 gewiß stand schon ein gut Teil d. Häuser des Neudorfes, und nur der „Kraftsberg“ erinnert heute noch in veränderter Form an den Namen der alten Siedlung, die 1427 in Flammen aufging. —

Anarrend quälen sich schwerrädrige Wagen bergwärts; schnaufend wittern die Frankengäule frisches, fließendes Wasser und legen sich noch einmal fest in die Stränge, um bald zu Wasser und zur Ruhe zu kommen. Weiter kommen die Männer und Frauen, die mit Aexten und Spaten auf den Schultern die Wagen begleiten. Fränkische Siedler sind es, die hier im

Miriquidi eine neue Heimat suchen den Slaven zum Trost, die wohl vor ihnen hier und da schon ihre Siedelungen ins Gebirge vorschoben.

Bis zur Burg Sletin (Schlettau) waren die Franken im großen Trupp gewandert; nun waren sie sippenweis ins Tal der Zschopau und in dieses Tal vorgedrungen, um neue Rodungen zu schlagen und Bollwerke zu bauen gegen wendische Rachegeleüste. — Lockend tut sich jetzt die Flußaue vor ihnen auf; aber o weh, das klare Wasser ist an beiden Ufern breit gesäumt von dachtem Röhricht, und nur schmale Pfade zeigen den Weg, den sich das Wild zur Tränke brach. „Semde alle!“ Wer rief es aus der Schar der Franken? Das Wort, das dem Fluß und dieser Siedlung den Namen gab? (Althochdeutsch semde = die Winse, alle = das Wasser, der Fluß.) Der „Winsenfluß“ behielt seinen Namen, aus dem schließlich Sehma wurde, auch noch, als längst die Ufer freundlich besiedelt das flinke Kind des Fichtelberges zwischen sich faßten und andere Muttersprache mit den murmelnden Wellen um die Wette plauderte. —

Die Meinung, daß Sehma die Gründung eines Simon sei, darf angezweifelt werden und ist durch keine Urkunde zu belegen. Bestimmt aber schaut Sehma auf ein ehrwürdiges Alter zurück und mag wohl mit Crottendorf gleichen Alters sein. Die zwei gekreuzten Sensenklängen des Ortswappens, das bereits 1719 geführt wurde, können ganz gut in Zusammenhang gebracht werden mit der gewiß reichen Heuernte in der Flußaue, können aber auch hinweisen auf das alljährlich notwendige Abhauen der Winse, um das Versumpfen des Flusses zu verhüten.

Cunersdorf.

Ein springendes Pferd, darunter eine Pflugschar: das ist das alte Gerichtssiegel von Cunersdorf. Mit der Gründung und dem Namen hat offenbar dies Siegelbild nichts zu tun; die vom Kloster Grünhain abgeordneten Erblehnrichter brachten dieses Siegel mit und es blieb auch, als 1485 das Dorf dem Kurfürsten Ernst zufiel. (Noch heute sieht man am Wege Rakenmühle—Himmlich Heer—Staatsstraße alte Grenzsteine!) Die Entstehung Cunersdorfs hängt wohl mit der Nähe des alten Passes zusammen und wird nicht Bergleuten zuzuschreiben sein, die wohl schon eine Siedlung vorfanden.

Daß einzelne Kiefern dem Orte seinen Namen gegeben haben (sorbisch: loinza = die Kiefer) möchte bezweifelt werden; geschichtlich einleuchtender ist folgende Gründungssage:

Auf dem Sommerstein (jetzt Singerstein) bei Hermannsdorf lebte der Ritter Hermann. Seinen drei Söhnen wurde die väterliche Burg zu eng, und so siedelten sie sich unweit des Vaters an: Walter gründete Walthersdorf, Simon soll Sehma den Namen gegeben haben (?) und Konrad, — auch Kuno genannt, — ließ Cunersdorf entstehen. Sehen wir an Stelle der Ritteröhne deutsche Ansiedlerbauern, die von Otto I. und seinen Nachfolgern als Schutz gegen die Slaven weit hinauf ins Gebirge geschickt wurden, so haben wir eine befriedigende Erklärung für Konradsdorf bzw. Cunersdorf.

Unsere Artikelserie „Städte der erzgebirgischen Heimat!“

von Guido Wolf Günther ist unter dem Titel „O du meine Heimat!“ in Buchform als Band 1 von Seidels bunte Heimatbücher in unserm Verlag erschienen.

Alle, die die Berge unserer Heimat lieben, finden in diesem Büchlein eine Fülle anschaulichen Unterhaltungsstoffes über Entstehung und Entwicklung unserer sagenumwobenen erzgebirgischen Heimat. Das reich illustrierte Büchlein ist zum Preis von 1.50 Mk. zu beziehen durch den

Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung, Buchholz i. Sa.

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 32. — Sonntag, den 4. August 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

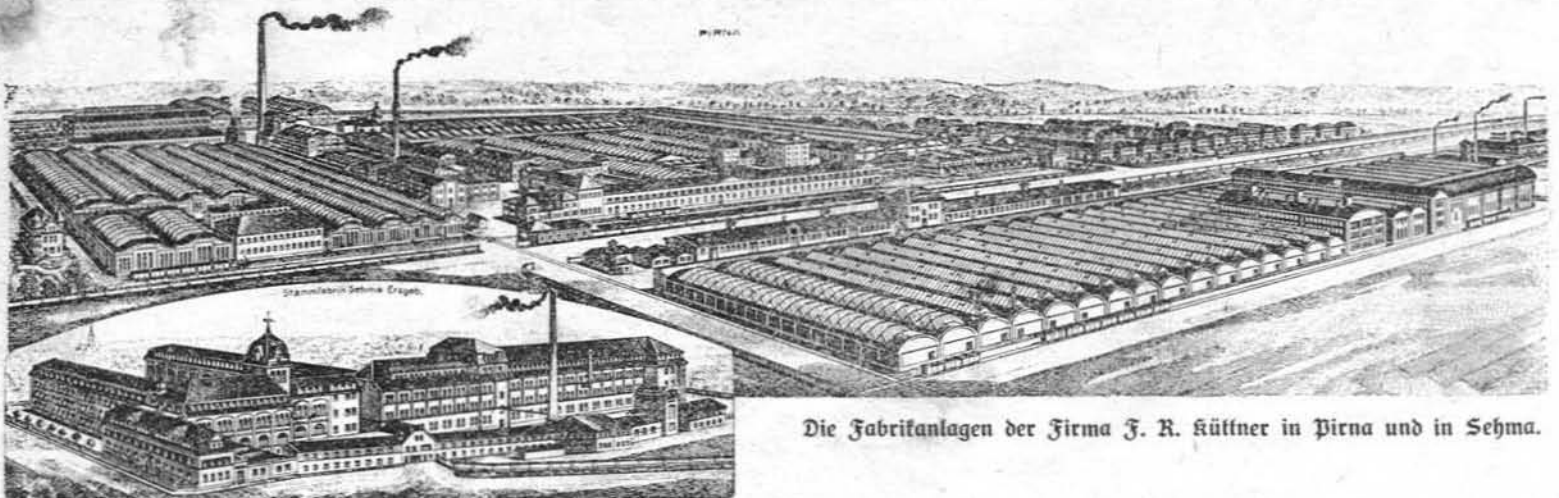
Den Manen eines erzgebirgischen Weltindustriellen Friedrich Richard Küttner †

Wenn diese Worte zu der Bevölkerung des Erzgebirges reden werden, wird man in Sehma einen Mann zur letzten Ruhe gebettet haben, dessen Name immerdar mit der Industriegeschichte nicht nur des Erzgebirges, nein, der Welt, verbunden bleibt: Friedrich Richard Küttner. Gerade unsere Gebirgsheimat, die in zähem Fleiß die Erzeugnisse von Geist und Hand den Völkern der Erde darreicht, die ihre Hansawimpel über die Weltenmeere sieghaft zu tragen wußte, weiß Werke und Taten des Kaufmannes, des industriellen Unternehmers zu würdigen. Und so hat die Bevölkerung unserer Berge und Täler immerdar mit Stolz auf das geblickt, zu dem ein Friedrich Richard Küttner den Grundstein gelegt, das er mitschuf zu einem Weltunternehmen führender Art. Im zweiundachtzigsten Jahr schloß der Dahingegangene die Augen für immer. Gründer seiner Firma war der Großvater Christian Küttner, von dem der Sohn Friedrich Wilhelm, des Verbliebenen Vater, einst das Unternehmen übernahm. Es war etwas recht Bescheidenes um die kleine Spulerei, die damals von den Küttners betrieben wurde. Und doch wuchs auch das Geschäft unter der Leitung von Männern, die kein Auf und Ab der Zeiten beugen konnte. 1870 rief der Tod des Vaters einen Friedrich Richard Küttner dann an die Spitze des Betriebes, der inzwischen bereits mannigfach Ausbau und Erweiterung erfahren hatte. Nun aber begann der Aufstieg zu Großem. Der neue Führer des



Friedrich Richard Küttner †.

Hauses war es, der die Kunstseide in das Unternehmen aufnahm. Das Geschäft mit roher Strangkunstseide, die Veredelung zu gezwirnten und gefärbten Garnen blühten schnell empor und trugen den Namen des Hauses weithin durch Länder. 1906 übergab der Verbliebene alsdann seinem Sohne Hugo das Unternehmen und damit jene Mittel, mit denen der neue Chef des Unternehmens dasselbe weltumspannend aufzurichten verstand. An die Seite des Sehmaer Betriebes trat die neue große Spinnerei in Pirna mit ihren gewaltigen Ausmaßen, und der Name Küttner-Seide wurde tonangebend bis an die Gestade der fernsten Länder. Und alledem war Friedrich Richard Küttner der Grundsteinleger. Nachdem der Dahingegangene 1920 das Hundertjahr-Jubiläum der Firma F. R. Küttner erlebt hatte, feierte er 1927 unter lebhafter und freudiger Teilnahme sämtlicher Angestellten und Arbeiter des Unternehmens seinen 80. Geburtstag. Der Entschlafene hat am Feldzuge 1870/71 teilgenommen. Auch weilte er viel im Ausland, bevor er in das väterliche Geschäft eintrat. Was der nun Verbliebene dann auch seiner gebirgischen Heimat, seiner Gemeinde Sehma in öffentlicher ehrenamtlicher Tätigkeit, was er ihr als Mensch warmen, opferwilligen Herzens gewesen ist, das alles, von uns am Tage seines Ablebens schon gewürdigt, wird fortleben in der Heimatgeschichte. Der Name Friedrich Richard Küttner wird leuchten in ihr immerdar.



Die Fabrikanlagen der Firma F. R. Küttner in Pirna und in Sehma.

Geschichte der Kunstseide.

Schon seit Jahrzehnten richtete die Wissenschaft ihr besonderes Augenmerk auf die für den Menschen notwendigen Gebrauchsmittel, die ihm nur die Natur zu geben in der Lage war, um sie durch Kunstsergebnisse ersetzen zu können. Bei diesem unermüdblichen Streben ist es der Textilindustrie gelungen, ganz bedeutende Fortschritte zu erzielen. In erster Linie ist es die Kunstseide, deren Herstellung in den Betrieben der Großindustrie aufgenommen werden konnte.

Schon in den alten Zeiten war das Verlangen nach Seide infolge der glänzenden Farbe und der sonstigen hervorragenden Eigenschaften sehr groß, um so mehr, als die Menge des erzeugten Naturproduktes nicht ausreichte. Die Bemühungen zur Herstellung künstlicher Seide sind uralt und namentlich bei den Chinesen, den ältesten und geschicktesten Seidenzüchtern, weit zurück zu verfolgen. So verstanden sie es schon vor Jahrtausenden, die bei der Seidengewinnung entstehenden Abfälle aufzulösen und die so erhaltene Faser Substanz zu Seidenfäden zu verarbeiten. Ebenso entnahmen sie den Drüsen getöteter Seidenraupen den schleimigen Fadensaft, füllten ihn in ein Gefäß und formten ihn durch Herauspressen aus feinen Öffnungen zu Fäden. Allerdings bestehen die auf diese Weise erzeugten Fäden, wenn sie auch nicht von der Seidenraupe selbst gesponnen sind, immerhin noch aus reiner Seiden Substanz, sind also nur, soweit ihre Herstellung in Frage kommt, nicht aber bezüglich ihrer Masse, als Kunstprodukt anzusprechen. Jedoch brachten die Chinesen auch schon wirkliche Kunstseide in den Handel. Diese bestand aus Pflanzensaferspinnungen, denen durch Behandlung mit aufgelöster Seiden Substanz das äußere Ansehen und der Glanz der Naturseide erteilt wurde. Ebenso verstand man es bereits, natürliche Seide durch Zusatz von Mineralstoffen gehaltvoller und schwerer zu machen. Der erste, der den Gedanken aussprach, Seide auf künstlichem Wege, unabhängig von der Seidenraupe, zu erzeugen, war Réaumur. Er kam dazu durch Beobachtung der Seidenraupe und besonders ihrer seidenzeugenden Vorrichtung. In einem Buche schreibt er folgendermaßen: „Eine andere Ansicht..., welche die Natur uns zu geben scheint, ist, daß die Seide nur einen eingetrockneten flüssigen Gummi darstellt; könnten wir nicht selbst Seide mit unsern Gummi und Harzen oder ihren Zubereitungen herstellen? Diese Idee mag zuerst abenteuerlich erscheinen, dünkt mir es aber nicht zu sein, wenn man tiefer in sie eindringt.“ Als Beispiel führt Réaumur die Glasfäden an. Die Weiterverfolgung dieser Idee lag ihm als Gelehrten zu fern, auch waren ihm damals bei dem Stande der Chemie keine Mittel zur praktischen Ausführung gegeben. So geriet der Gedanke in Vergessenheit, bis er in einem englischen Patente des Laufanner Audemar vom Jahre 1855 wieder auftaucht. Audemar befindet sich bereits auf dem richtigen Wege, insofern er eine Lösung von Nitrozellulose zur Herstellung feiner Fäden verwendet.

Er reinigt und bleicht den Bast des Maulbeerbaumes, verwandelt ihn in eine explosive Substanz (Nitrozellulose), löst diese in einer Aetheralkoholmischung und setzt diesem Kollodium eine ätherische Lösung mit Ammoniak gereinigten Kautschuks (1:10) zu. Die so erhaltene Flüssigkeit bringt er in Fadenform, indem er eine Stahlnadel in die Masse eintaucht und durch Emporheben einen Faden auszieht, der von einer Haspelfvorrichtung aufgenommen und aufgewickelt wird, bis die Flüssigkeit aufgebraucht ist. Ueber dieses Verfahren ist weiter nichts bekannt geworden. Mächtige Förderung erfuhr der Gedanke, künstliche Textilfäden herzustellen, durch englische Erfinder, die sich mit der Herstellung von Glühlampenfäden aus Zelluloselösung befaßten. So gelang zuerst dem Engländer Swan die erfolgreiche Herstellung künstlicher Fäden, wozu ihn vielleicht das Patent Audemars und das Patent Westons angeregt hatte, der eine Lösung von Zellulose in Kupferoxydammoniak zur Herstellung von Glühlampen benutzte. Im Jahre 1883 nahm Swan ein britisches Patent und im folgenden Jahre ein deutsches Patent zur Herstellung von Kohlenfäden für elektrische Glühlampen. Swan stellte auch feinere Fäden auf gleichem Wege, also künstliche Seide her, aus welchen er Tücher webte.

Die Elrixe, ein Bewohner der erzgebirgischen Bäche.

Von Horst Henschel-Schwarzenberg.

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, also in den Zeiten, in denen unser Erzgebirge noch wenig von der Industrialisierung berührt war, konnte man von einem erträglichen Fischreichtum unserer erzgebirgischen Gewässer sprechen. Verschiedene Chronisten des Erzgebirges berichten uns, daß unsere Bäche außer Krebsen auch Lachse, Aale, Hechte, Karpfen, Forellen, Schmerlen, Steinbeißer, Kaulbarsche, Aesche, Schleien, Weißfische, Karauschen, Flußbarsche, Gründlinge, Elrixe u. a. beherbergten. Welche beträchtlichen Exemplare hier gefangen wurden, das überliefert uns beispielsweise der Scheibener Chronist, Pfarrer Christian Lehmann. Er erzählt uns, daß Auer Leute im Jahre 1633 einen 28 Pfund schweren Lachs fingen. Anno 1640 fing Erasmus Weigel im Schwarzwasser bei Schwarzenberg einen Lachs, 26 Pfund schwer. Im Jahre 1615 wurde in Wildenau bei Schwarzenberg im Dorfbach eine 2 Ellen lange Forelle gefangen und dem Kurfürsten überbracht. Von 10 bis 17 Pfund schweren Forellen ist öfter die Rede. Im Filzteich bei Schneeberg fing man einen so großen Hecht, den man nicht einmal in einem Bierfaß hat unterbringen können, sondern ein besonders langes Faß zu seinem Transport hat bauen müssen.

Diese Zeiten sind längst vorüber. Seitdem eine Fabrik nach der anderen entstand und die Wasserkraft der Gebirgsbäche und -flüsse ausnützte und das klare Gebirgswasser mit den schmutzigen, z. T. giftigen Abwässern verunreinigte, seitdem sind die meisten Fischarten im Erzgebirge verschwunden. Abgesehen von den Teichen, in denen Fischzucht getrieben wird, und einigen wenigen Flüssen, wie beispielsweise in der Zschopau, wo man ab und zu mal einem Angler begegnet, beschränkt sich der Fisch-„Reichtum“ unserer Gebirgsbäche in der Hauptsache heute auf nur wenige Arten. Es sind dies u. a. die Weißfische, die Steinbeißer und die Elrixe.

Die Elrixe, ein Fischlein, das in unserer Gegend die Länge von kaum 7 Zentimeter erreicht, gehört zur Familie der Karpfen und ist allgemein verbreitet. Die vielen Namen, unter denen die Elrixe bekannt ist, zeugen für ihre Volkstümlichkeit wie für ihre große Verbreitung. Brehm führt allein 24 Namen für dies Fischlein auf und sagt weiter: Die Elrixe verdient diese Volkstümlichkeit, denn sie ist wirklich einer unserer ausgezeichnetsten und anziehendsten Fische.

Ihre Färbung wechselt außerordentlich. Der Grundton des Rückens erscheint bald olgrün, bald schmutzig-grau und wird durch kleine dunkle Flecke mehr oder weniger getrübt. Die grüngelben Seiten haben starken metallischen Glanz. Das Maul ist an den Winkeln karminrot, die Kehle schwarz, die Brust scharlachrot. Außerdem bemerkt man einen goldglänzenden Längsstreifen, der hinter den Augen beginnt, zu beiden Seiten des Rückens verläuft und sich bis zur Schwanzwurzel erstreckt. Die Flossen haben blaßgelbe Grundfärbung. Die Farbenpracht ist nicht von der Laichzeit abhängig, sondern kommt mitten im Winter bei beiden Geschlechtern zum Vorschein.

Klare Flüsse mit sandigem oder kiesigem Grund, von ihrem Ursprung im Gebirge an bis gegen die Mündung hin, gleichviel ob sie groß oder klein, beherbergen die Elrixe. Fast immer trifft man sie in starken Schwärmen, die sich nahe dem Wasserspiegel umhertummeln, äußerst behende auf- und niederspringen und scheu vor jeder Störung entfliehen.

Ihre Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen, Würmern und Kerfen, auch wohl aus anderen tierischen Stoffen. Die Laichzeit fällt in die ersten Frühlingsmonate, gewöhnlich in den Mai.

Wie manche andere Karpfenarten besitzt auch die Elrixe die Fähigkeit, ihre Färbung der Umgebung anzupassen.

Ungeachtet ihrer geringen Größe wird die Elrixe doch überall gefangen, weil ihr Fleisch trotz des bitteren Geschmacks viele Liebhaber findet. Bei uns im Erzgebirge wird die Elrixe kaum verzehrt.

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 27. — Sonntag, den 5. Juli 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Einiges von Kirche und Pfarre in Sehma.

Die alte Kirche (siehe 1. Bild!), in der als Pfarrkirche des Kirchspiels Sehma mit Cunersdorf (bis 1896) vom 1. Advent 1673 bis zum 3. Trinitatissonntage (26. Juni) 1898 regelmäßig Gottesdienst gehalten worden ist, hat keinen besonderen Namen geführt. Sie ist als Tochterkirche von Schlettau in den Jahren 1666—1671 erbaut worden. Wie kam es zu dieser Ausparrung aus Schlettau und Gründung einer eignen Parochie, d. h. eines eignen, selbständigen Kirchspiels? Schon 1661 hielten die beiden Gemeinden Sehma mit Cunersdorf um die Erlaubnis an, sich, wie ein Jahrhundert früher, 1565, Gränzahl, wegen der weiten Entfernung von Schlettau und des waldigen, beschwerlichen und schlechten Weges dahin eine eigne Kirche zu bauen und ein eignes Pfarramt zu errichten. Den Anstoß dazu gab der große Brand in Schlettau im Jahre 1659, dem auch die Kirche mit zum Opfer fiel. Darüber war bei den Dörflern Groll gegen Schlettau entstanden, weil sie nicht zur Hilfe geholt worden wären, wodurch vielleicht die Kirche hätte gerettet werden können, sondern nur zum Mitbezahlen hätten gefunden werden können. Und da nun zur Bestreitung des Kirchenwesens in Schlettau diese beiden eingepfarrten Dörfer die Hälfte zahlen mußten, hat man damals, als die eingäscherte Schlettauer Kirche wieder aufgebaut werden mußte, bei sich erwogen, daß für diese Summe ein eigner Pfarrer in Sehma gehalten werden könnte. So ist es also damals die Scheu vor den anteiligen Kosten eines Kirchneubaues gewesen, welche die Ausparrung von Sehma mit Cunersdorf aus der Parochie Schlettau erstreben ließ; wie dann später im Jahre 1896 derselbe Grund zur Ausparrung von Cunersdorf aus der Parochie Sehma geführt hat; nur daß bei dieser Ausparrung die solange kirchlich verbundenen Gemeinden in allem Frieden auseinander gingen, während das bei der Ausparrung aus Schlettau keineswegs der Fall gewesen war. Denn ehe es erreicht wurde, daß Sehma mit Cunersdorf aus dem Parochialverbande mit Schlettau ausschied und zu einem selbständigen Kirchspiel mit eigner Kirche, eigem Pfarramt und eigem Schulwesen wurde, mußte ein langwieriger, hartnäckiger Streit, von 1661—1673, mit Schlettau durchgeföhrt werden, das die

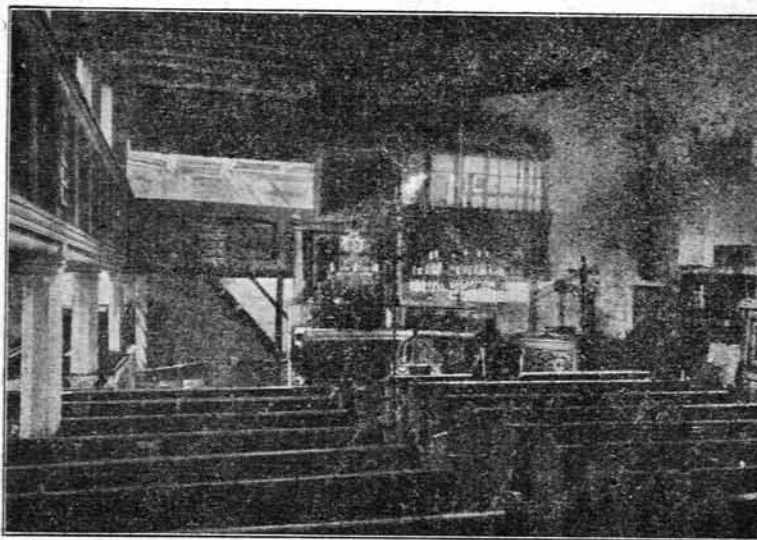
beiden Dörfer nicht aus seinem Parochialverbande mitlassen, oder höchstens die zu erbauende Kirche in Sehma eine von Schlettau aus vom dortigen Diaconus mit versorgte Filialkirche werden lassen wollte, weil von dorther die Hälfte der Einkünfte zur Erhaltung des kirchlichen Wesens in Schlettau beige-steuert wurde, und es doch der uralten, privilegierten Bergstadt nicht zugemutet werden könnte, daß um der Bauern willen womöglich ihr Kirchenwesen zugrunde gehen müßte. Wohl war bereits unter dem 11. Mai 1666 durch eine Entscheidung des Kurfürsten der Kirchbau in Sehma gnädigst verstattet und daraufhin wohl auch begonnen worden, woraus sich dann die Jahreszahl 1666 in der alten Wetterfahne erklären würde; aber immer wieder wurden von neuem Schwierigkeiten gemacht und Hindernisse errichtet — so sollen einmal die bereits angefahrenen Bauhölzer nachts in aller Heimlichkeit von den Schlettauern wieder abgefahren worden sein —, sodaß Pfarre und Schule vom Herbst 1670 an, wie die Kirche von Frühjahr 1671 an zwar fertig, aber leer dagestanden haben, bis endlich durch die Endverhandlung in Annaberg im Sommer 1673 das heiß erkämpfte Ziel der vollen kirchlichen Selbstständigkeit erreicht wurde. Am 1. Advent 1673 kam es endlich zur Weihe der Kirche. So ist es wahrlich nicht unbegründet

gewesen, wenn zu alten Zeiten diese Kirche zuweilen „Streitkirche“ genannt worden sein soll.

Diese alte Kirche war ein einfacher, länglicher Bau in der Nord-Süd-Richtung des Ortes mit 2 kleinen Anbauten an der Ostseite, nämlich der Sakristei und einer kleinen Vorhalle vor dem Haupteingange zur Kirche, während an der südlichen Giebelseite von außen ein gemauerter Treppenaufgang den Zugang zu den Emporen bildete. Der gedrungene Turm war nach der damals üblichen Art ein aus mächtigem Balkenwerk hergestellter sogenannter Dachreiter. Er trug von 1674—1698 nur 1 kleines Glöckchen, das als überflüssig gewordene kleinste Glocke vom Schwarzenberger Geläut angekauft worden sein soll. Das volle Geläut, das dann bis zum Abbruche vorhanden war, ist erst nach und nach angeschafft worden: Im Jahre 1698 die große Glocke, von Michael



Die alte Kirche von Sehma.



Das Innere der alten Kirche.

Weinholdt in Dresden gegossen; 1740 die mittlere Glocke, von Johann Gottfried Weinholdt in Dresden gegossen; und 1839 zur 300-Jahr-Feier der Einführung der Reformation die kleine Glocke, von Andreas Hahn senior in Chemnitz gegossen. Sie sind bei der Beschaffung des neuen Geläutes für die neue Kirche als Altmetall an den Glockengießer dran gegeben worden, ohne jedoch für das neue Geläut mit verwendet zu werden, das nur aus frischem Metalle gegossen worden ist.

Das 2. Bild zeigt das Innere der alten Kirche. An der Südseite war die Orgelempore, dagegen auf der Westseite zwei niedrige, übereinander liegende Männertemporen eingebaut. Hinter und neben den unbequemen, schmalen Kirchenbänken im Schiff, wie auch auf der bis hinter den Altar fortgeführten Empore an der Nordseite befanden sich an den Wänden verschließbare, laubenartige Familienstände mit Glasverschlagen. An die Emporenverkleidung und die glatte Holzdecke waren Bilder aus der heiligen Geschichte gemalt, die mehr auf den guten Willen, als das künstlerische Können des Malers schließen ließen. Auch das Altarbild, das Jesu Kreuzabnahme und Auferstehung, in Öl gemalt, darstellte, war wenig schön. Ueber dem Haupteingange an der Ostseite war das farbig auf Holz gemalte Kirchenwappen angebracht, das jetzt in der Turmvorhalle der neuen Kirche hängt; links neben der Kanzel und der Sakristeitüre ein farbiger Crucifixus; sowie rechts neben der Kanzel das überlebensgroße Ölbild des ersten Pfarrers von Sehma (Nathanael Trowitsch, † 1686), das jetzt in der Sakristei untergebracht ist. (Fortsetzung folgt.)

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(9. Fortsetzung.)

Er starrte zu den kleinen Fenstern hinüber, glitt mit den Blicken immer wieder die dunklen Linien der Kreuzhölzer auf und ab, hin und her. Zu diesen Fenstern hatte er schon als kleiner Junge mit großen Augen hinausgeblickt, wenn er neben dem Vater lauerte und seinen Erzählungen in der Schummerstunde lauschte, bis der feste Schritt der Mutter vom Flur her erklang und sie zum Abendessen rief. Und dann hatte er durch eben dieses Fenster gesehen, wie man den gelben Kiefernarg, in dem sein so jäh dahingeraffter Vater schlief, über die Straße trug. Ihn selbst hatte man, weil er wohl noch zu klein war, mit einer Kindsmagd daheim gelassen. Dann waren Jahre darüber vergangen.

Die Großmutter hatte des Vaters Amt mit ihren Märchen und Sagen übernommen, und wieder hatte er oft zu jenen Fenstern mit großen, suchenden Augen hinausgeblickt, bis man eines Tages auch sie hinausrug zur letzten Ruhe. Da war er freilich schon ein langer Bursche gewesen und mit seiner herben Mutter hinter dem Sarge einhergeschritten.

Seitdem war der Stuhl neben dem Rachelofen wenig benutzt worden. Nur des Sonntags setzte sich die Mutter hinein, legte die dicke, alte Bibel auf die Knie, blätterte dazu im Gesangbuch, das nicht viel jünger aussah, und rief ihn zu sich heran. Dann mußte er ihr zuhören, wie sie aus dem heiligen Buch mit leidverhärteter Stimme vorlas oder eines der Lieder hermurmelte. Das waren Jahre grauer Eintönigkeit gewesen, in denen die Sonne den Weg zu ihnen nicht mehr hatte finden wollen, bis eines Tages...

„Kiesel!“ stöhnte Robert Zeidler auf.

Und hatte man nicht zur selben Zeit, da ihm die Sonne von neuem zu leuchten schien, wieder einen Sarg an jenem Fenster vorbeigetragen?

Mit welchem Opfer hatte er sein Glück erkaufte!

Not und Glück! Und das Glück hatte alle Not gebannt. Konnte es wirklich schon acht lange Jahre her sein? Wie ein einziger, heller Sonnentag waren sie ihm dahingegangen. Und als nach Jahresfrist gar der Robert eintraf, sein Junge, da war es fast noch heller geworden. Bald war wieder der alte Backenstuhl zu Ehren gekommen, denn oft saß die junge Mutter und Klein-Robert im Dunkeln neben dem Ofen, und die lieben Märchen und Sagen stiegen wieder auf; nur erzählte sie jetzt ein junger Frauenmund, und seines Kindes Seele lauschte dem Raunen, wie er selbst einst zu seines Vaters und später zu seiner Großmutter Füßen.

Was hatte der Arzt bei seinem Kommen gesagt? „Wir werden's schon schaffen.“ Der war doch ein kluger, studierter Mann; der hätte so etwas nicht gesagt, wenn es schlimm um seine Frau stünde. Natürlich, so einfach wie vor sieben Jahren war es nicht. Nein, nein, es würde schon alles gut werden.

„Habe ich es dir nicht vorher gesagt, daß Liebe bloß Leid bringt?“ Stand nicht dort seine Mutter neben dem Fenster mit ihrem Gram um den herben Mund?

Robert Zeidler wischte sich die Schweißperlen von der kalten Stirn. Jetzt sah er schon Gespenster.

„Nein, Mutter, du darfst nicht recht behalten“, murmelte er. „Das tut mir der Herrgott nicht an; das kann er nicht.“

„Das hab' ich auch einmal gedacht, mein Sohn, und er hat mir's doch angetan.“

Immer heißer quoll es in Robert Zeidlers Innern empor. Plötzlich fuhr er aus seinem Hindämmern auf. Der grauende Morgen stahl sich zu den Fenstern herein; man konnte schon die Häuser auf der anderen Seite der Straße erkennen.

Was war das? Dort trugen sie doch einen gelben Kiefernarg die Straße entlang. Kalt lief es ihm über den Rücken. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Da sah er nichts anderes als einen Ackerwagen vor des Nachbarn Gehöft halten.

Natürlich, das viele Sinnen hatte ihm allerhand vorgemacht. Von drei Särgen hatte er ja vor sich hingeträumt. Und aller guten Dinge sind drei; das war wohl genug für lange Zeit.

Da stieß jemand die lose angelehnte Tür auf. Ein gelber Lichtschein von der immer noch brennenden Petroleumlampe fiel quer auf die Diele in jenes Zimmer, in dem Robert sich aufhielt.

Die Schwiegermutter kam herein und suchte mit überwachten Augen in der Stube umher. Dann vernahm er Kindergeschrei.

Robert Zeidler wußte genug. Es bedurfte nicht erst des Anrufes seiner Schwiegermutter. Rasch erhob er sich aus dem Backenstuhl, und sprach ein Dankgebet. Sein Herrgott hatte ihn nicht im Stiche gelassen, trotz der warnenden Stimme seiner Mutter.

So trat er in den matt erhellten Schlafraum zurück.

Warum stand der Arzt so schweigsam neben dem Bett, in dem sein Weib mit geschlossenen Augen, kaum atmend, ruhte? Warum sank seine Schwiegermutter so auf ihrem Stuhl zusammen und schaute nur immer wieder mit rotumranderten Augen ihn an.

Damals, als der Junge vor sieben Jahren das Licht der Welt erblickte, hatte sie ihn ihm doch gleich auf den Armen entgegengetragen, und sein Weib hatte ihn mit glücklichen Augen angelächelt.

Hier stimmte etwas noch nicht ganz.

Natürlich, es war eben nicht so einfach wie das erste Mal, sonst hätten sie ja nicht den Doktor aus Warmbrunn gebraucht.

Die merkwürdige Stille bedrückte ihn. Behutsam trat er an die Wiege, in der das eben geborene Kind wimmerte. Ein kräftiges Kind schien es zu sein. Fragend wandte er sich an die Hebamme, die lautlos mit Flaschen, Watte und Binden hantierte.



Einiges von Kirche und Pfarre in Sehma.

(Fortsetzung und Schluß.)



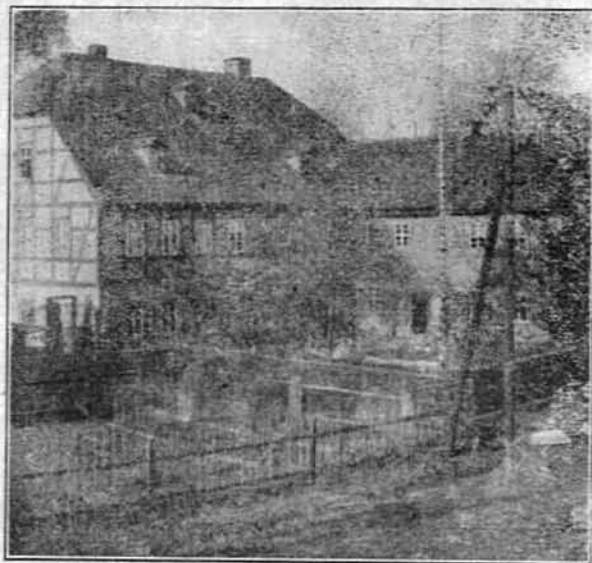
Die neue Kirche noch im Baugerüste des Turmes.

Diese alte Kirche wurde aber im Laufe der Zeit immer baufälliger und drohte zudem, für die wachsende Seelenzahl zu klein zu werden. Darum ist trotz des Ausscheidens von Einersdorf aus dem Parochialverbande (1896) der Kirchenbau im Jahre 1897 beschlossen u. in den Jahren 1898 und 1899 nach Plänen und unter der Oberleitung des Herrn Architekten Woldemar Randler i. Dresden-Kloßsche, dessen Namen nicht der Jahreszahl 1898 der Grundstein zeigt (an einem Strebe- pfeiler der Süd- seite), ausgeführt worden. Das

fertigte, überlebensgroße Statue des Apostels Paulus hinzu, die den krönenden Abschluß des Vorhallenbaues bildet. Von dem am 4. März 1899 von C. Albert Bierling in Dresden für die Pauluskirche in Sehma gegossenen herrlichen Des-dur-Bronze-geläut (des-f-as) — ich war beim Gusse zugegen — mußte die kleine Glocke als Kriegsoffer abgeliefert werden, unter aber von der Sammelstelle in Leipzig wieder zurückerlangt werden. Auch von dem von den Hoforgelbaumeistern Gebrüder Jehmlich in Dresden hergestellten Orgelwerke mußten die Zinnpfeifen abgeliefert werden. Sie wurden dann später durch Zinnpfeifen mit Aluminiumbronze ersetzt. Im Jahr 1924 wurde dann das Orgelwerk umgebaut und vergrößert, wobei der Chorraum erweitert, die Kriegerehrung angebracht und mit dem elektrischen Strom zum Antriebe der Orgel auch die elektrische Beleuchtung eingeführt wurde.

Das 4. Bild zeigt die alte Pfarre. Sie war ein altes, schon 1670 zur Bestreitung der Pfarrerbefoldung billig „sub hasta“, d. h. etwa im Konkurs oder bei einer Zwangsversteigerung, angekauftes Bauerngut mit Scheune, Feld- und Wiesenbesitz und einem großen, teilweise terrassenförmig angelegten Garten. Das Gebäude stand etwas von der Hauptstraße mit der gegenüber liegenden neuen Schule zurück und steckte mit der Rückfront tief im Erdreich, sodaß man von der Küche im 1. Stockwerke einen unmittelbaren Zugang zum Garten hatte. Zwei hintereinander liegende Keller waren direkt aus dem gewachsenen Felsen herausgebrochen. Nach Nordosten war im rechten Winkel ein Seitenflügel angebaut, in dessen Erdgeschoß das Waschhaus und darüber die Studierstube war, vor deren Fenstern eine mächtige Linde stand, die dann gefällt worden ist; während neben der Eingangspforte zu beiden Seiten eine Wegmündungskiefer stand, von denen eine mit in das neue Pfarrgrundstück genommen worden ist. Als 1896 der gesamte Pfarr-Grund-

3. Bild zeigt die neue Kirche noch im Baugerüste des Turmes. Am 26. Juni 1898 (3. Trinitatissonntag) wurde der letzte Gottesdienst in der alten Kirche gehalten. Dann wurde sie abgebrochen, damit auf derselben Stelle inmitten des Gottesackers die neue Kirche errichtet würde. Während der Bauzeit wurde von Herrn Erbgerichtsbesitzer Bretschneider der alte Erbgerichts-saal mietweise als interimistischer Betstuhl überlassen, der dazu mit dem Inventare der alten Kirche ausgestattet worden war. Am 18. Juli 1898 wurde mit dem Grundgraben und am 26. Juli mit dem Mauern der Grundmauern zur neuen Kirche begonnen. Am 21. August 1898 (11. Trinitatissonntag) konnte die Feier der Grundsteinlegung begangen werden, wobei der erstehenden neuen Kirche der Name „Pauluskirche“ beigelegt wurde. Rasch und glücklich ist dann der Bau, ein ausgesprochener Kreuzschiffbau im Stile der deutschen Renaissance (Ruhbau mit gewölbter Decke aus Holzriegeln, die Außenwerkstücke aus rothlicher Porphyr, die Innenwerkstücke aus weißem Sandstein) mit einem Sakristieanbau im Nordwesten vonstatten gegangen, sodaß bereits am 27. Oktober 1898 das Richtfest der Kirche, am 13. Juni 1899 das Richtfest des Turmes gehalten, wie am 21. Juni Turmkopf und Turmkreuz aufgesetzt werden konnten. Die Glockenweihe fand dann am 14. August 1899, wie die Weihe der neu erstandenen Pauluskirche unter allgemeiner Beteiligung am 30. Oktober 1899 statt. Am Kirchweihfeste 1900 kam dann noch die aus Mitteln des Kunstfonds geschenkte, von Herrn Professor Robert Henze in Dresden aus weißem Sandstein ge-



Die alte Pfarre.

besitz veräußert wurde, wurde die alte Pfarre von der politischen Gemeinde Sehma gekauft, um nach Abreißen der Scheune und baulichen Veränderungen das Gemeindeamt hineinzuverlegen. Als aber im Jahre 1906 die frühere Kirchschule, die damals das Postamt war, zum Gemeindeamte angekauft wurde, wurde die alte Pfarre an den Konsumverein weiterverkauft nach Abtrennung des größeren Teiles des alten Pfarrgartens, der bereits 1904 an Hrn. Dr. Wunderlich verkauft worden war, welcher darin sein Landhaus errichtete. Von der alten Pfarre steht heute kein Stein mehr. Das alte Gebäude wurde vielmehr im Jahre 1927 vollständig abgebrochen und statt dessen auf der gleichen Stelle (gegenüber der stattlichen Friedrich = Richard = Schule) nur die Front etwas nach der Hauptstraße zu vorgerückt, das neue Konsumvereingebäude vollständig neu erbaut.

Das 5. Bild zeigt endlich die neue Pfarre. Da nämlich die alte Pfarre doch immerhin einigermaßen von der Kirche und dem Gottesacker entfernt lag, wurde im Jahre 1896 nach dem Verkaufe des gesamten Pfarr-Grundbesitzes nach Plänen des Herrn Architekten Kandler in Dresden-Klosche, nach dessen Plänen dann auch der Kirchneubau ausgeführt worden ist, unmittelbar neben dem Gottesacker und der Kirche inmitten desselben die neue Pfarre erbaut und im April 1897 von dem noch gegenwärtigen Ortspfarrer bezogen. Diese neue Pfarre ist ebenfalls, wie später die neue Kirche, in weißem Putz gehalten, von dem sich die roten Werkstücke aus Rochlitzer Porphyr schön abheben. In ihr ist ein Konfirmandensaal vorhanden, in dem nicht nur die Konfirmandenstunden, sondern auch die Bibelfstunden F.



Die neue, jetzige Pfarre.

Auf dem Kupferhübel.

Der herrliche Panorama-Blick ins Land. — Im traulichen Unterkunftshaus. — Launiges aus den Fremdenbüchern des Berges.

Wer von Weipert über Schmiedeberg dem Egertal zuwandert, sieht alsbald eine winkende Bergkluppe herübergrüßen, die zum Verweilen einladet, zum Ausblick auch, der sich ebenso lohnt, wie die Rast, die man dort sucht: es ist der Kupferhübel. Als unlängst der Erzgebirgszweigverein zu Schmiedeberg sein 50jähriges Bestehen unter außerordentlicher Anteilnahme der Brudervereine von diesseits und jenseits der Grenze beging und man der für die Heimat so bedeutsamen Arbeit dieses Vereins gedachte, wurde von allen Seiten mit Recht und unter immer neuen Dankesfundgebungen ein Verdienst gefeiert, das der vorbildliche Vorsitzende des Jubiläumsvereins sich dadurch erworben hat, daß er mit bewunderungswerter und von so schönem Erfolg gekrönter Zähigkeit den Kupferhübel als deutschen Besitz zu erhalten verstanden hat. Ja, man kann es diesem wackeren Deutschen, Herrn Paul Elster, in der Tat nicht genug danken, daß er diesen Plan seinerzeit ins Auge faßte und ihn der Verwirklichung zuführte. Denn alle diejenigen, die dort oben auf dem zwar nicht machtvoll gen Himmel ragenden, aber doch so willkommenen und wertvollen Aussichtspunkt und in seinem gemütlichen Unterkunftshaus jemals gewillt haben, werden immer wieder gern dorthin zurückkehren, oder sich stets ihres Aufenthaltes daselbst mit Freude erinnern. Weit bis hinein ins deutsche Böhmerland schweift der Blick von hier und grüßt Städte und Landgemeinden da drunten im Tal, die kerndeutsch waren, sind und bleiben werden, grüßt den Kranz grüner Berge, die rauschenden Wälder ringsum und die endlose Hügelkette am fernen Horizont; alles in allem ein Panorama von herrlicher Schöne, durch das sich das silberne Band der Eger malerisch dahinzieht. Dann nicht weit von diesem Berg die Sphing, von der aus man über Oberhals hinabblickt auf das idyllisch gelegene Pürstein und hinüber nach Klößterle auch.

Kurzum, wohin der Blick schweift, lockende Wanderziele. Ferner die trauliche Unterkunftsstätte auf dem Kupferhübel, errichtet und betreut vom Erzgebirgsverein. Hier ist gut weilen! Praktisch-gemütlich eingerichtete Gasträume nehmen den Wanderer auf, den rings an den Wänden und von der Decke herab heimatliche Erzeugnisse gebirgischer Arbeit von Einsiedlern und Jägern grüßen: Zinnsachen, Schnitzwerke, Leuchter u. a. m. Dann oben die Uebernachtungsräume.

Aberhunderte sind hier im Laufe der Jahre eingekehrt und haben sich der prachtvollen Aussicht über das böhmische Mittelgebirge, die Saazer Ebene, das Duppauer Gebirge, bis zum Böhmer-Wald erfreut. Hier oben steht auch eine Bergkapelle aus dem Jahre 1674. Am Fuße des Berges befinden

sich die Malachithöhlen des Maria-Hilf-Stollens und von hier führt die Rammstraße durch den Wald zum Keilberg. Zum großen Spitzberg gelangt man gleichfalls vom Kupferhübel aus, von dort aus wandern viele nach Sachsen hinüber gen Jöhstadt. Andere Ziele sind der Hassenstein, Sonnenberg, Sebastiansberg, Christophhammer und nicht zuletzt natürlich auch Preßnitz, Raaden und Weipert. Von Kupferberg aus, der Bergstadt, die 1520 angelegt wurde, zweigen auch die Wanderstraßen nach Reischdorf und Sonnenberg ab.

Ueber den ständig zunehmenden Verkehr auf dem Kupferhübel unterrichtet eine Anzahl Fremdenbücher, in die sich Aberhunderte der Wanderer eingetragen haben, die dort aus allen Himmelsrichtungen her eingekehrt sind; ja aus vielen Teilen Deutschlands ist man zu dem so prächtig gelegenen Berge herbeigezogen und hat in den erwähnten Büchern bekundet, wie wohl man sich hier oben gefühlt hat. Wieviel Späßiges, wieviel Laune hallen aus diesen Fremdenbüchern wieder. Von alledem nun nachstehend einige Kostproben. — Es ist wohl hinreichend bekannt, daß der Berliner sich nicht so leicht irgendwo in der „Provinz“ wohl fühlt; trotzdem bekennt 1929 eine Anzahl dieser Spreethener in einem der Fremdenbücher: Berliner sind im deutschen Land Als Nörgler leider sehr bekannt; Sie nörgeln vielfach übers Essen, Die doch zu Haus nur Eisbein fressen, Doch: Nörgeln hier bei dieser Lage, Das kommt wahrhaftig nicht in Frage.

Neben diesem poetischen Erguß liest man: „Wir schließen uns dem vollauf an. — Die 18 Praha-Girls!“

Einer ehemaligen „Schlanken Emmy“ auf dem Kupferhübel sind dann andere Reime geweiht. Jedenfalls muß das eine entzückende Evasochter gewesen sein, da eine ganze Seite des Fremdenbuches ihre Verehelichung bedauert.

Bedauerlich so! so muß auf dem Kupferhübel Anno 1928 im Wonnemonat ein Chemnitzer eingekehrt sein, denn er schreibt:

Was nützt uns der Mai, der Mai,
 Kein Mädel dabei usw.! (Ei, ei! Die Red.).

Die nächsten Seiten bringen „Grüße aus Bayern und Württemberg“ und solche aus Königsberg sogar. Fürchterlichen Durst hat offenbar ein Dresdner gehabt, der Schiller vollständig schlägt, indem er dichtete:

„Es rundet sich so gern die Hand,
 Um nach dem Glas zu greifen,
 Ein Prosit dir, du schönes Land!
 Ich muß noch einen säufen.“

(Bei den Bierpreisen auf dem Kupferhübel erscheint uns das durchaus glaubhaft. Die Red.).



Das Unterkunftshaus auf dem Kupferberg.

Erzgebirgische Heimatblätter



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

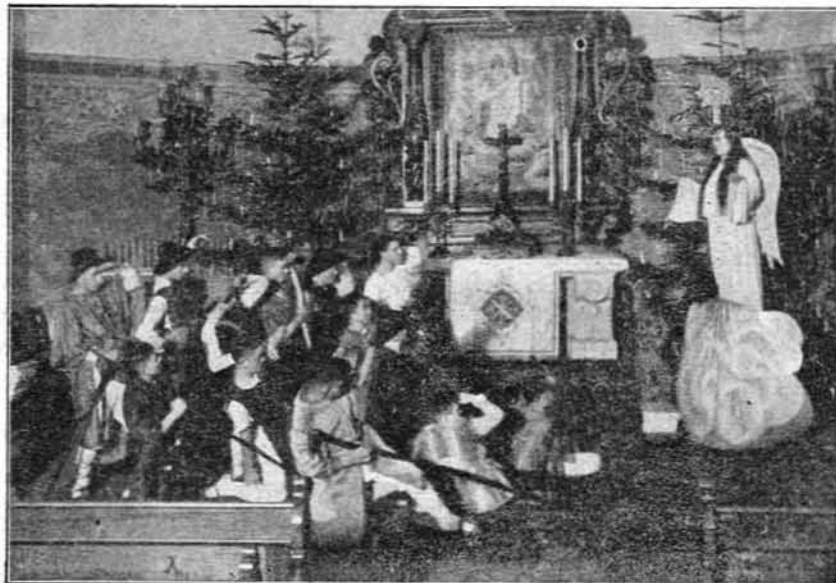
Die Christmette zu Sehma

Auch in diesem Jahr eine Rundfunkübertragung des Mettenspiels.

Zum 4. Male wird in diesem Jahr die Christmette in der Kirche zu Sehma den Rundfunthörer an den Lautsprecher bannen. Seit Jahren bereitet man auf diesem Wege nicht nur den in der Ferne weilenden vielen Gebirglern, die das Leben fortgeführt hat von der heimatlichen Scholle, eine herrliche Weihnachtsfreude, sondern auch Aber-tausenden anderen, die Herz und Sinn dafür haben, wie man im Erzgebirge das Christfest begeht. So kann man diese Rundfunkübertragungen des Sehmaer Mettenspiels nicht hoch genug einschätzen. Sind sie doch zu einem bedeutsamen Pionier für unsere Heimat geworden, ganz abgesehen davon, in welcher wundervollen, tief wirksamen Weise sie den Weihnachtsgedanken in die Herzen senken und so dazu beitragen, Glauben und kirchlichen Sinn zu stärken und zu fördern; ein Beginnen, das gerade in unserer Zeit nicht genug begrüßt werden kann. Der Rundfunk, der sich die Welt eroberte, ist nun einmal zum kulturellen Mittler geworden und immer mehr wird er auch auf den Gebieten, die an Herz und Gemüt appellieren, heilige und ernste Aufgaben zu erfüllen haben. Und so freuen wir uns denn alle heute schon auf den ersten Weihnachtsfeiertag auch in diesem Jahre wieder, wo von 5.30 bis 6.50 Uhr früh in der Kirche zu Sehma ein geradezu berühmt gewordenes Mettenspiel vor sich gehen wird. Was schert es uns, daß wir in aller Frühe dieses Feiertages uns schon aufmachen müssen, um dem köstlichen Spiele beizuwohnen. Ueberreich werden wir dabei belohnt. Wieder wird am Altarplatz, der bekannten Spielstätte dieser Christmette, sich das Ganze in all der uns so lieb und vertraut gewordenen Form abwickeln, wird die Mette uns erneut ihren Bann nehmen. Das Spiel wird aufgeführt durch die Kantoreiengesellschaft, die anno 1722 gegründet worden ist und so in über 200jähriger Existenz all das in unserer Heimat vorbildlich betreute, das uns so ans Herz gewachsen ist seit Urväterzeit. Worte und Weisen des Mettenspiels sind zum Teil alterzgebirgisches Volksgut. Es war der weit über das Erzgebirge hinaus bekannte Sehmaer Kantor Oskar Ruckdeschel, der die Mette zusammenstellte und sie jährlich leitet. Wie darf er mit Recht erfreut sein über sein prächtiges Werk, darf, stolz auf dessen gewaltige Erfolge, immer erneut daran gehen, die Mette zur Aufführung zu bringen. Zuschriften aus allen Teilen des Reiches und auch aus dem Aus-

lande her bezeugten in reicher Zahl, welche Begeisterung das Mettenspiel auch in der Rundfunkwiedergabe überall auslöste. Wieder werden sich auch diesmal nun besonders die Wechselgesänge als die so belebenden dramatischen Elemente des Spiels erweisen. Der liturgische Aufbau ermöglicht eine sich ungezwungen organisch eingliedernde große Zahl von Darstellern. Sämtliche Mitwirkenden — Solisten, Spieler und Sängerschar, — gehören zur Kantoreiengesellschaft Sehma. Der Krippenverein stellt seine historischen Gewänder zur Verfügung. Alle Wechselgesänge erfolgen durch die Spielergruppen und den Chor auf der Orgel-empore. Diese Christmette wird seit 1929 bereits vom Mitteldeutschen Rundfunk übernommen und auf folgende Sender übertragen: Leipzig, Dresden, Deutsch-

landsender (Königswusterhausen) usw. Die Rundfunk-Zeitungen werden ihrerseits rechtzeitig auf das Mettenspiel aufmerksam machen. Und nun laßt uns dem Spiel am 1. Feiertag erneut uns hingeben, durch persönliche Anteilnahme an der Gottesstätte zu Sehma, oder daheim am Lautsprecher. Heimatliche Weihnachtsstunden werden Jedem beschert sein. Ist's nicht etwas Köstliches, um nur einiges wieder herauszugreifen, wenn bei dieser Mette wieder die Weihnachtsglocken erklingen, die Orgel daherbraust u. die Gemeinde es singt: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein wird in aller Welt ge-



Die Verkündigungsszene: Die Frohbotschaft des Engels an die wartenden Hirten. (Luc. 2, 10. 11.)

dacht“. Dann des Männerchores Weise vom winternächtlichen Schweigen, der Bergleute Quartett und der Chor vom Bergfürst, der erschienen, dem großen Licht der Welt. Wie wunderbar voll ferner das Engelsgespräch und der Männerchor „Also hat Gott die Welt geliebt“. Dann das prachtvolle Sanctus und das Lied der Huldigungschar „Er kommt, der starke Held“, ein herrlicher Wechselgesang. Und weiter, weiter aus der Fülle des Bestrickenden, das hier fesselt: Der Gesang des Verkündigungsengels, der Einzug mit Krippe, das köstliche Wiegenlied, das „Christkind ist da“. Der Engel, Mädchen und Hirtentnaben bis hin zur Anbetung, dem packenden „O König der Ehren“, alles, alles seelenbezwingende Klänge und Szenen aus diesem köstlichen Mettenspiel Oskar Ruckdeschels. Und dann der Gemeinde Schlußgesang „O du fröhliche, o du selige...“ Orgelnachspiel und Turmblasen werden das Ganze abschließen. Ja, eine wundervolle „Stille Nacht, heilige Nacht“ wird es so in der Kirche zu Sehma wieder geben. b r g r.

